

17. Aus unserer Arbeit

In memoriam

Theodor Litt

In dankbarem Gedenken für einen immer bereiten Einsatz für unser Anliegen, den Professor Litt, mit der ihm eigenen Gradlinigkeit und aufrechten Haltung — wenn es darauf ankam — bekundete, bringen wir den Nachruf, den die in New York erscheinende deutschsprachige jüdische Wochenzeitung der „Aufbau“ (28/31 vom 3. 8. 1962) dem Gelehrten widmete:

Der Bonner Universitäts-Professor Dr. Theodor Litt, einer der bedeutendsten deutschen Philosophen und Pädagogen der Gegenwart, ist im Alter von 81 Jahren gestorben.

Sein Wirken galt vornehmlich dem Vermächtnis des deutschen Idealismus, dessen großer Vertreter er war. Sein Ziel war es, die Geisteswissenschaften der ständig wachsenden Macht der Naturwissenschaften wieder ebenbürtig zu machen. Außerdem ging es ihm darum, eine Soziologie zu entwickeln, die das Verhältnis Individuum-Gemeinschaft regelt. Max Diltthey, der große Systematiker der Geisteswissenschaften, war sein Lehrer, und Forschungen über Kant, Herder und Hegel standen im Mittelpunkt seiner Arbeit. Die deutsche Universität hat in Theodor Litt einen ihrer glänzendsten Redner verloren.

Theodor Litt wurde am 27. Dezember 1880 in Düsseldorf als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren, war zunächst im höheren Schuldienst tätig, wurde 1918 außerordentlicher Professor in Bonn und zwei Jahre später Ordinarius für Philosophie und Pädagogik an der Universität Leipzig.

1934 stellte er seine Vorlesungen nach einem Konflikt mit der nationalsozialistischen Partei ein, und 1937 wurde er auf eigenen Wunsch emeritiert.

Nach dem Kriege übernahm Litt wieder das Leipziger Ordinariat, aber schon 1947 brach er die Vorlesungen ab und ging nach Bonn zurück, wo er bis 1952, auch wieder auf dem Lehrstuhl für Philosophie und Pädagogik, wirkte.

Zu den Werken Litts gehören u. a. „Individuum und Gemeinschaft“ (1919), „Protestantisches Geschichtsbewußtsein“ (1938), „Staatsgewalt und Sittlichkeit“ (1948), „Hegel, Versuch einer kritischen Erneuerung“ (1952) und „Technisches Denken und menschliche Bildung“ (1957).

Soweit der Aufbau. — Professor Litt hat uns im April 1959 die für ihn charakteristischen Zeilen geschrieben (vgl. Rundbrief [XII, 45/48], S. 501.), die wir an dieser Stelle wiederholen: „... Immer wieder muß ich mit Schmerzen feststellen, mit wieviel Erfolg man bei uns bemüht ist, das Kapitel Judentum aus dem Bewußtsein zu verdrängen. Das gilt auch von der Majorität der Kollegen. Die Feigheit, mit der man damals die jüdischen Kollegen preisgegeben hat, ist vergessen. Die Selbstzufriedenheit hat keinen Stoß erlitten...“

Wir danken dem Heimgegangenen für alle Ermutigung und Hilfe, die er dem Rundbrief und uns geschenkt hat.

Bruno Weil

In New York starb am 11. November 1961 Dr. Bruno Weil im Alter von 78 Jahren. Auch wir haben Dr. Weil zu danken, nicht nur für das, was er als Streiter für die Wiedergutmachung als solche tat, sondern auch für manchen wertvollen Rat, der sich auf unsere Mithilfe bezog, wenn es wieder einmal um irgendwelche besonderen, vielleicht kritischen Momente in bezug auf die Wiedergutmachung ging. Dr. Weil war immer bereit. Auch wenn er von einer Konferenz oder Besprechung zur anderen eilte, fand er noch Zeit, eine Nachricht von unterwegs zu senden oder für mündlichen Rat, wenn er einmal zur notwendigen Erholung in der Nähe weilte.

Dr. Weil wurde am 4. April 1883 in Saarlouis geboren, war 1910 bis 1919 als Anwalt in Straßburg, das er dann verlassen mußte. Wie der „Aufbau“ (XVII/46 vom 17. 11. 1961) berichtet: „... hat Dr. Weil unermüdlich als Verteidiger verletzten Rechts in den Schranken der Gerichtssäle und auf internationalen Tribünen gestanden... Immer war seine juristische Haltung auf der ethischen Grundlage einer Rechtsauffassung basiert, wie sie von Rudolf Ihering bis zum Amerikaner Oliver Wendell Holmes vertreten worden ist...“

Die Länder seines Wirkens wechselten: Deutschland, Frankreich — er emigrierte aus Berlin 1935 —, Argentinien, und wirkte schließlich in den Vereinigten Staaten. Er war Rechtsberater der französischen und englischen Regierungen, bürgerlicher Reichstagskandidat und von Goebbels im Berliner Wahlkreis geschlagen.“

Das in Tel Aviv erscheinende Mitteilungsblatt (Nr. 48) vom 1. Dezember 1961 erinnert daran, daß, als im Sommer 1930 in Thüringen der damalige dortige nationalsozialistische Innenminister Frick seine berüchtigten „Haßgesetze“ den Schulen empfohlen hatte, der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens zu Protestkundgebungen aufrief. Dr. Weil gehörte zu den stellvertretenden Vorsitzenden. Das Herrenhaus in Berlin war übervoll. Weil sprach als erster. Der Weg des Nationalsozialismus, so erklärte er warnend und mahnend, führe zurück ins finsterste Mittelalter. Er sei die direkte Umkehrung aller modernen Staatsbegriffe und müsse letzten Endes zum Krieg und zur Auflösung des Reichsgedankens führen... Er schrieb mehrere Bücher, das bekannteste ist „Der Prozeß des Hauptmanns Dreyfuß“ (vgl. Rundbrief XIV, 50/52, S. 110). Im Herbst 1962 erschien nun sein drittes Buch über Cicero „Zweitausend Jahre Cicero“ im Verlag Werner Classen in Zürich. 443 Seiten. Darin ist vermerkt, daß er das Manuskript Ende Oktober 1961 abgeschlossen hat, die Korrektur der Druckfahnen aber nahm ihm der Tod aus der Hand. Wie der „Aufbau“ schreibt, freute sich Dr. Weil auf das Herauskommen gerade dieser Arbeit: „Es ist typisch, daß der große Orator für diesen Mann irgendwie eine Idealfigur verkörperte. Hatte er doch selbst viele Züge, die Ciceros Sein und Leben auszeichneten: weite Weltsicht, eine große innere Freude an wirkungsvoller juristischer Rhetorik und scharfsinnigen juristischen Deduktionen, einen schöpferischen Blick auf die Gegenwart, gewonnen aus der Historie, Undank des Vaterlandes und vieles mehr...“ Er schrieb einmal kampffreudig: „... Ich kann wie Thiers sagen, ich bin wie ein starker und gut gespannter Regenschirm, auf den es seit dreißig Jahren heruntropft. Was machen ein paar Tropfen mehr oder weniger?“ Nun, es hat nicht nur auf den Regenschirm getropft, es hat auch die Sonne darauf geschienen. Und so können wir nur wiederholen, was wir anlässlich des 70. Geburtstages Bruno Weils schrieben: „Bei der Betrachtung des Lebens von Bruno Weil entrollt sich das Panorama einer Generation, die im deutsch-jüdischen Kreis verwurzelt, in diesem Mann einen höchst persönlichen, singulären, Erinnerungswürdigen Ausdruck gefunden hat.“

Adolf Hamburger

Am 17. Oktober 1962, ein knappes Jahr nach dem Hinscheiden von Dr. Bruno Weil, ist ihm Dr. Adolf Hamburger, unerwartet, im Tode gefolgt. Auch Dr. Hamburger war unserem Anliegen verbunden, ein bewährter, hochgeschätzter Helfer und Fachkenner, besonders auch in Fragen der Restitution und des internationalen Rechts für die vom Nationalsozialismus Verfolgten. Aus dem „Aufbau“ (XXVIII/143) vom 26. 10. 1962 entnehmen wir die folgenden Daten:

Adolf Hamburger stammte aus Schlesien, hatte ursprünglich Chemie und Arzneikunde studiert und sein Diplom als Apotheker von der Universität Straßburg empfangen. Er wandte sich dann dem juristischen Studium zu, das durch den ersten Weltkrieg unterbrochen wurde, als er als Freiwilliger in das deutsche Heer eintrat und darin bis zum Kriegsende 1918 diente. Danach widmete er sich weiter seiner rechtswissenschaftlichen Ausbildung und begann seine Tätigkeit als Anwalt im Jahre 1923. Es war eine interessante Kombination seiner beiden Studiengebiete, daß er von 1924 bis 1934 der juristische Berater der deutschen Apothekerbank wurde. Er war Rechtsberater des Reichstags und trat namentlich in den Jahren von 1930 bis 1932 als Verteidiger sozialistischer Angeklagter auf. Die Hitlerzeit zwang auch Adolf Hamburger 1933 seine Heimat zu verlassen. 1934 kam er nach einem

kurzen Zwischenaufenthalt in der Tschechoslowakei nach den Vereinigten Staaten, wo er erneut an der St. Johns University die Rechte zu studieren begann. Er graduierte 1936 und wurde 1938 zur Anwaltskammer in New York zugelassen.

1949 war er einer der ersten Rechtsanwälte, die das wiedereröffnete Deutsche Generalkonsulat in seine Dienste nahm. Er blieb mit diesem als Anwalt bis zu seinem Tode verbunden. Seit 1959 war er auch ehrenamtlicher Konsul der Deutschen Bundesrepublik für einen Teil von New Jersey mit seinem Amtssitz in Newark. Außerdem war er zum Direktor der Deutsch-Amerikanischen Handelskammer ernannt worden. Er wurde einer der Leiter der „Axis Victims League“ und der „Association of former European Jurists“. Neben seiner anwaltlichen Tätigkeit hat er eine reiche schriftstellerische Produktion aufzuweisen. Schon vor dem „Dritten Reich“ war er ein häufiger Mitarbeiter der „Juristischen Wochenschrift“ gewesen. Wieder war es sein erstes Studium, das sich nun für seinen zweiten Beruf positiv auswirkte. So arbeitete Dr. Hamburger an der Neufassung der deutschen Narkotika-Gesetzgebung und veröffentlichte u. a. mehrere Kommentare zum Opiumgesetz. Als Politiker und Jurist schrieb er im Auftrag der Deutschen Bühnengenossenschaft eine grundlegende Studie „Der bühnenrechtliche Anspruch auf Beschäftigung“.

Wir bleiben Dr. Adolf Hamburger dankbar dafür, daß er auch unserem Anliegen verbunden war.

* * *

Der im Rundbrief (XIII/50/52, S. 8 ff.) veröffentlichte Beitrag von Msgr. J. M. Oesterreicher liegt nun auch unter dem Titel vor: „Der Papst und die Juden“, Recklinghausen 1962. Paulus Verlag, 37 Seiten, in der von Abt Emanuel M. Heufelder OSB herausgegebenen Reihe „Daß alle eins seien“.

1789 und 1933

Ein Leser des „Freiburger Rundbriefs“ nahm Anstoß an dem in einer Besprechung des Buches von H. Sinsheimer „Shylock“ (XIII, 50/52, S. 111 f.) stehenden Satz: „1933 fing 1789 an oder bei Jean Jacques Rousseau“, den er für „unerhört“ und mit der historischen Wahrheit für unvereinbar hält. Wir haben Verständnis für die Ansicht des Lesers. Auch wir meinen, daß der beanstandete Satz des Rezensenten in dieser apodiktischen Form problematisch ist. Wenn man nach den Wurzeln der Geschehnisse von 1933 bis 1945 fragt, ist es sicher unmöglich, nur eine so summarische Antwort zu geben, wie es in diesem Satz geschehen ist. Der Nationalsozialismus war ein Becken, in dem so viele unterirdische Strömungen sich sammelten, deren Ursprünge ganz gewiß noch weiter zurückgehen als etwa auf 1789 und Jean Jacques Rousseau. Man muß ja dabei auch noch bedenken, daß alle geschichtlichen Phänomene ambivalent sind. Eine genaue Beantwortung dieser Fragen aber ist gewiß eine Aufgabe künftiger Geschichtsanalyse und kann nicht an dieser Stelle erfolgen.

Streiflichter von einer Mittleren Orient- und 6. Israel-Reise, März bis Ende Mai 1962

Seitdem ich im Juni 1951, erstmals — auf Einladung von Dr. Leo Baeck — in Israel war, sind inzwischen, auch auf Einladung, weitere fünf Fahrten dorthin erfolgt. Wie bereits 1957, die für mich dritte Fahrt, habe ich die sechste Heilig-Land-Fahrt, im Frühjahr 1962 für noch drei Reisegefährten mitorganisiert. Wir waren zu dritt, zeitweise vier mit einem Wagen. In diesem schon recht umfangreichen Rundbrief steht nur ein beschränkter Raum noch zur Verfügung, es können daher nur wenige Momente dieser so vielseitigen, sich über zwei Monate erstreckenden Reise gestreift werden. Wenn man die Freude hat, immer wieder nach Israel kommen zu dürfen, so möchte man denn auch einmal das Land inmitten seiner Umgebung kennenlernen, sei es auch durch einen verhältnismäßig nur kurzen Besuch in den benachbarten Ländern. Leider sind diese heute von Israel durch den „Eisernen Vorhang“ getrennt und obwohl räumlich so nah — doch fast unerreichbar! Um so wertvoller möchte ein Brückenbauen sein und

freundschaftliche Kontakte mit Menschen guten Willens, deren es doch überall welche gibt! Die Fahrt ging diesmal über Ägypten, den Libanon, Syrien und Jordanien übers „Mandelbaumtor“ — also ab Beirut auf dem Landweg nach Israel. Die „Ausonia“ brachte uns von Venedig aus, mit Aufenthalt in Ägypten, nach Beirut. Großherzig gebotene Gastfreundschaft in Kairo ermöglichte — trotz des nur kurzen Aufenthaltes einen Eindruck der Stadt zu erhalten und die Pyramiden zu sehen, die unmittelbar am Stadtrand liegen. Unter der kundigen Führung eines Studenten der Kunstgeschichte konnten wir in das einzigartige Ägyptische Museum einen Einblick gewinnen. Nach schöner Mittelmeerfahrt lag dann Beirut vor uns, wo uns auch hier ein gastliches Quartier erwartete, in dem wir, länger als ursprünglich vorgesehen, wohlgeborgen waren.

Beirut, Mittelpunkt des arabischen Buchhandels, hat eine libanesishe, amerikanische und französische Universität. Im Nationalmuseum für Archäologie erschließen sich alte Zeiten. Einer der vielen Sarkophage, der bei den Ausgrabungen in Biblos zutage kam, stammt von König Ahiiram aus dem 13. Jh. vor Chr. und trägt die derzeit älteste alphabetische Inschrift der Phönizier¹. Eine Inschrift erinnert an den König von Moab Ahab aus dem 9. vordchristlichen Jahrhundert. Ferner waren besonders Biblos, das Gebal des Alten Testaments — das einst als die älteste Stadt der Welt galt — und Baalbek Höhepunkte unserer Reise im Libanon, um einen Blick in ferne Zeiten zu werfen.

Aus der „Allgemeinen Wochen-Zeitung“² zitiere ich:

„Heute hat der Libanon 1,6 Millionen Einwohner, von denen rund 500 000 in Groß-Beirut leben. Obwohl die Hälfte der Bevölkerung von der Landwirtschaft lebt (280 000), gibt der Handel den Ausschlag. 70 000 Libanesen sind im Handel und in Banken beschäftigt und 42 000 in der Industrie. Mit 159 Personen je Quadratkilometer ist das Land stark überbevölkert. Die Zahl der Auslandslibanesen wird mit über 1 Million angegeben, die größtenteils sehr wohlhabend und einflußreich, engste Verbindung zum Heimatland halten. Neue Hochhäuser, moderne Villen, Geschäftspaläste und illustre Auslagen aus aller Herren Ländern sind das Aushängeschild der heutigen libanesischen Hauptstadt. Die Bodenspekulation ist hoch im Kurs. An wichtigen Plätzen, wo Industrie und Handel bauen, kostet 1 Quadratmeter bis 3000 DM. Doch viele Wohnungen der riesigen Hochhäuser stehen seit Monaten leer. Die Hausbesitzer halten sich an den wenigen Mietern schadlos, die höchste Preise zahlen, und das weiter aus dem Nahen Osten herbeiströmende Anlagekapital dürfte vorerst keine Änderung bringen. Das Geld aus Kuweit und Saudi-Arabien fließt nach Beirut in die Banken, die Vergnügungslöke, Hotels und das ‚Casino‘.“ Bezeichnenderweise hörten wir bei einem Ausflug von Häusern, die sich Leute aus Kuweit bauen.

„Wenn die Nacht hereinbricht in Beirut und in der Bucht der Hafenstadt, leuchten in der Avenue des Français die Neonlichter von ‚Kit-Kat‘, ‚Lido‘², dem Phoenicia-Hotel und anderen großen Hotels auf. — Etwa 30 Autominuten vom Zentrum Beiruts liegt eines der schönsten Spielkasinos der Welt. Die Spielsäle sind in den Abend- und Nachtstunden überfüllt. Olmagnaten, Kaufleute, Globetrotter aus aller Welt findet man nach der luxuriösen erstklassigen Night-Club-Schau mit Kräften aus Paris, London, Amerika und Brasilien an den Spieltischen bei Roulette und Baccarat. ‚Miß Europa 1960‘ und ‚Miß Welt 1961‘ wurden im Casino de Liban gekürt (s. u. zu ²).

Eine ganz andere Atmosphäre aber spürten wir bei Ausflügen durch die gepflegten Dörfer des Libanon, besonders

¹ Sie lautet: „Ithobal, Sohn des Ahiiram, König von Gebal, hat diesen Sarkophag für Ahiiram, seinen Vater, als Bleibe in der Ewigkeit gefertigt. Und wenn ein König unter den Königen oder ein Gouverneur unter den Gouverneuren sein Heer gegen Gebal wendet und diesen Sarkophag öffnet, wird sein Szepter zerbrechen, sein Königsthron gestürzt und Friede über Gebal kommen. Seine Nachkommenschaft aber wird durch das Schwert umkommen.“

² Aus: Allgemeine Wochenzeitung (XVI/45) vom 2. 2. 1962.

auf einer Tagesfahrt zu den noch restlichen 300 *Zedern* von Becharre, berühmt aus der Zeit König Salomos, etwa 2500 m hoch, am Fuße des Jebel Makhmal. Die Bäume wachsen auf einer Eismoräne aus der Zeit, da die atmosphärischen Niederschläge zahlreicher waren als heute, die jüngsten sind etwa 200, die ältesten nahezu 1000 Jahre alt. Peter Bamm schreibt von ihnen¹: „Die letzten Zedern vom Libanon stehen in einem abgelegenen Hochtal, dessen Unwegsamkeit sie davor gerettet hat, als Säulen eines Tempels zu verbrennen oder als Schiffsmasten in einem Sturm gebrochen zu werden. Nur als Symbol in der Flagge des Staates Libanon kreuzt die Zeder auch heute noch immer die See.“

„Die staatliche Existenz des Libanon beruht entscheidend auf den besonderen religiösen Verhältnissen des Landes. Das Verhältnis von Christen zu Moslems beträgt eine knappe Mehrheit der Ersteren — etwa 6 zu 5. Diese Christenmehrheit ist jedoch umstritten, da das moslemische Element durch die über 120 000 Flüchtlinge aus Palästina Zuwachs erhalten hat (s. o. S. 54). Vierzehn verschiedene Religionsgemeinschaften haben ihre teilweise voneinander abweichenden, vom Staat anerkannten Rechtsformen für Ehe-, Familien- und Erbrecht. Parlamentssitze und öffentliche Ämter verteilen sich nach einem konfessionellen Proporz auf die einzelnen Religionsgemeinschaften².“

Wie weit die Einhaltung dieses konfessionellen Gleichgewichts geht, erfuhr ich anlässlich eines Besuches in einer Institution französischer Vinzentinerinnen in Beirut. Es ist ein großes Heim, in dem mehrere Hunderte von Kindern — vom Säugling bis zu denen, die eine Ausbildung abgeschlossen haben — Aufnahme finden. Es sind die Ärmsten der Armen, um die niemand sich kümmert. Ein armselig aussehendes, etwa acht Monate altes Mädchen mit einem bekümmerten Ausdruck erregte meine Aufmerksamkeit: es war mit seinem Zwillingsschwesterchen, etwa eine Woche alt, den Ordensfrauen vor ihre Türe gelegt worden. Die Stadtverwaltung holte den einen Zwilling ab, da dieser in einer mohammedanischen Umgebung — man wußte nicht wo — Aufnahme zu finden hatte! Das Kind bei den Schwestern war, wie diese meinten, nun nach acht Monaten so weit, daß sie es durchzubringen hofften — es hatte sich fast zu Tode gequält!

„Bei der christlichen und auch einem Teil der mohammedanischen Bevölkerung handelt es sich um arabisierte Nachkommen der aramäisch sprechenden christlichen Bevölkerung aus der Zeit vor der islamischen Eroberung. Aus landschaftlichen Gründen ist der Libanon seit der Herrschaft des Islams ein Rückzugsgebiet für religiöse Minderheiten aller Art geworden. So stellt er heute eine Art Musterkarte fast aller im Vorderen Orient vorhandenen christlichen und mohammedanischen Konfessionen dar, die bis heute das öffentliche und politische und parlamentarische Leben des Landes bestimmen².“ Bei unseren Ausflügen entdeckten wir dann und wann Neugründungen französischer Katholiken, die auf die alte französische Tradition im Libanon hindeuten: Auf dem Wege nach Damaskus, oberhalb Beiruts ein Internat für etwa 750 mohammedanische und christliche Schüler, das, von Jesuiten geleitet, einen vorzüglichen Eindruck machte. Ein anderes Mal auf einer etwa 800 m hoch gelegenen Höhe ein noch im Bau befindliches großzügig angelegtes Noviziat von französischen Ordensfrauen aus Besançon.

„Als größte Einzelgruppe stellen die maronitischen Christen den Staatspräsidenten. Sie verfügen über die meisten Abgeordneten vor den sunnitischen und schiitischen Muslimen, aus deren Reihen der Ministerpräsident und der Parlamentspräsident berufen werden...“

Das junge und moderne Parteiwesen kann neben den fest in der Vergangenheit etablierten religiösen Gemeinschaften nur langsam an Bedeutung gewinnen. In der Verfassung des Landes sind die Parteien noch nicht vorgesehen und nehmen daher auch nicht unmittelbar an der staatlichen politischen Willensbildung teil. Trotzdem gibt es Parteiführer, die Ab-

geordnetensitze bekleiden. Sie wurden jedoch meist aus konfessioneller oder regionaler Sicht gewählt...“³.

Eine der in Syrien nicht gerade seltenen Revolutionen hatte wieder einmal die Grenzen hermetisch verschlossen. Wie stets, so auch diesmal für unbestimmte Zeit, nur länger als üblicherweise. Wir waren also „gefangen“, konnten die Zeit aber gut nützen und den Libanon noch besser kennenlernen! Zahlreiche andere Touristen indessen wählten den Luftweg nach dem jordanischen Jerusalem. Wir konnten den Wagen nicht gut ans Flugzeug hängen, außerdem auch war Damaskus, vor allem für einen unserer Gefährten, ein besonders ersehntes Ziel dieser Reise. Nachdem wir mehrere Male zur Grenze gefahren waren, fast einen ganzen Tag über dort ausharrten, ging an jenem Tag wirklich um 17 Uhr die Grenze auf! So gelangten wir denn am Palmsonntag nach Damaskus und weniggleich um etwa eine Woche verspätet zur Karwoche in die jordanische Altstadt. Trotz der Fülle in der Osterzeit fanden wir auch hier, wieder einmal in der „Schmidt-Schule“ am Damaskustor, einer dort hoch angesehenen höheren Mädchenschule mit Internat, freundliche Aufnahme. In Damaskus bewerkstelligten unsere überaus hilfsbereiten Gastfreunde es, daß den ganz unerwartet hereingeschnitten Gästen, trotz der Kürze der Zeit, die schöne Stadt, die „Blume des Paradieses“ nahe kam.

Ein besonderes Erlebnis wurde dann der Weg von Damaskus, der zwischen den Ausläufern des Antilibanon und der Syrischen Wüste gelegenen Oase, über Jerasch-Jericho hinauf gen Jerusalem. Wie schon 1957 konnten zwei von uns — ich selber war schon 1956 auch zu Ostern dort gewesen — wiederum die Karwoche an den Heiligen Stätten verbringen.

Nach den kurzen vorangehenden Besuchen in *Jordanien*, erstmals 1951 und dann also jeweils in der Kar- und Osterwoche 1956 und 1957 fiel ein gewisser Fortschritt im Lande auf. Bei der Fahrt durch Samaria schien es uns, als ob in den letzten Jahren so manche Felder neu angebaut worden waren. Bei Zusammentreffen mit Jugendlichen unterwegs konnte man immer wieder feststellen, daß diese interessiert waren etwas zu lernen und etwas zu werden. Unverändert schienen die Verhältnisse der Palästina-Flüchtlinge. In Beirut hatte ich bereits Gelegenheit, einige dieser Flüchtlingslager zu besuchen⁴. Als Beitrag, der gerade diese Fragen und unsere Beobachtungen sowie eine mit der jordanischen Presse geführte Aussprache beleuchtet, sei ein Auszug entnommen aus dem „Jewish Observer and Middle East Review“ (XI/42) London, 19. 10. 1962 p. 8:

„In Jordanien ist ein erheblicher wirtschaftlicher Fortschritt festzustellen. Das durchschnittliche jährliche Einkommen ist seit 1959 pro Kopf von 53 jordanischen Dinar auf 65 Dinar im Jahre 1960 gestiegen, und es scheint sich 1961 noch weiter verbessert zu haben, obwohl das jordanische statistische Büro die aktuellen Zahlen noch nicht veröffentlicht hat. Das ge-

³ Es gibt gegenwärtig im Libanon sechs Parteien: die „Kataeb“, eine liberale nationalistische Partei christlicher Prägung, die uns bei einem Besuch im Parteihaus an die Falangen Spaniens erinnerte; die „Baas“-Partei, linkssozialistisch orientiert, die für Anschluß Libanons an die VAR im Rahmen der Einheitsbestrebungen des arabischen Nationalismus plädierte; den Nationalblock, der konservativ-patriarchalisch mit stark liberalem Einschlag vertreten ist; außerdem die PPS: „Soziale Syrische Volkspartei“. Sie tritt für den Zusammenschluß der arabischen Staaten der arabischen Halbinsel in einer groß-syrischen Nation (fruchtbarer Halbmond) ein. Sie ist anti-nasserisch und anti-kommunistisch; die „Sozial-Progress“-Partei (PSP), ursprünglich reine Drusenpartei, findet jetzt Anhänger bei linksstehenden Akademikern und im christlichen Bürgertum. Die Moslemjugend findet ihr Sammelbecken in der „NAJJADES“-Partei, die arabisch-nationalistisch und sozialistisch orientiert ist. Die Kommunistische Partei ist im Libanon verboten. Sie arbeitet aber auf Grund der liberalen Ordnung im Untergrund halb offiziell und zählt etwa 5000 Mitglieder, die größtenteils Armenier und Kurden sind. A. K.

⁴ Bekanntlich haben sich die Flüchtlinge im Libanon am besten eingliedern können. Aber dennoch wohnen 43 % der Flüchtlinge im Libanon noch in Lagern, wahrscheinlich weil sie sich „ihre Rechte sichern wollen“. In Syrien wohnen nur 17 % im Lager und in Jordanien, dem Land mit den meisten Flüchtlingen, 31 %. In der Zone von Gaza, wo die Verhältnisse besonders schwierig sind, erreicht die Lagerbevölkerung 59 % der Flüchtlinge. (Diese Zahlen beziehen sich auf Ende 1961.)

¹ Vgl.: „Frühe Stätten der Christenheit“ 1960. S. 72.

² s. S. 93 Anm. 2.

samte nationale Einkommen des Landes stieg von 78.9 Millionen Dinar im Jahre 1959 auf 85.4 Millionen Dinar im Jahre 1960. Diese Steigerung geht vor allem auf eine vermehrte landwirtschaftliche und industrielle Produktion zurück¹, wenngleich es auch eine wesentliche Steigerung im Finanz- und Banksektor gibt. Auf die Landwirtschaft entfallen 1960 13 Millionen Dinar des Nationaleinkommens, während der Finanz- und Banksektor 17.5 Millionen Dinar bringt. Als der Direktor des Statistischen Büros, Said Dajani, die Zahlen gab, berichtete er, daß etwa 4500 jordanische Lehrer gegenwärtig in den benachbarten arabischen Staaten tätig sind.

Trotz der verhältnismäßig schnellen wirtschaftlichen Entwicklung konnte Jordanien nicht das Problem einer Arbeitsbeschaffung für seine ganze Bevölkerung lösen². Jordanien mußte ungefähr eine halbe Million von Flüchtlingen 1949 aufnehmen, und die Wirtschaft war damals sehr primitiv und die Ertragnisse des Bodens gering. Ferner wirken sich die großen Ausgaben für die Armee ungünstig aus. Die Regierung hat deshalb eine verständige Ansicht zur Frage einer Auswanderung angenommen und dies hat aus nationalen Gründen zu einiger Opposition geführt. Dies zeigt vielleicht am besten der folgende offene Brief an den jordanischen Premierminister Wasfi Tel, der von ‚El Jihad‘ mit der Unterschrift seines Korrespondenten von Nablus, Mamoun el Kotub, veröffentlicht worden ist: Derselbe geht zunächst auf die Tragik der palästinensischen Flüchtlinge ein, in der diese seit 14 Jahren leben, und fährt fort, indem er beklagt, daß viele auswandern „und ihr Vaterland verlassen auf der Suche nach dem täglichen Brot. Ein dauernder Strom palästinensischer Araber besonders aus dem Distrikt von Nablus ergießt sich nach Kuwait, Saudi-Arabien, den von Scheichs regierten Gebieten am Persischen Golf, selbst bis nach Deutschland und anderen europäischen Ländern.“ Es sind wenigstens über 50 000 in die Ölfürstentümer am Persischen Golf oder noch weiter ausgewandert. In Kuwait gibt es heute 14 000 Jordanier, von denen die meisten Palästina-Flüchtlinge sind.

„In einem Distrikt mit ungefähr 400 Dörfern versicherte der Dorfälteste Kutub, daß „unsere Dörfer an Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren praktisch leer sind“. Und er fügte hinzu: „Wenn Sie noch Männer in diesen Altersgruppen finden, so sind es Invaliden oder solche, die nicht mehr körperliche Arbeit leisten können.“ Die Auswanderung junger Leute hat sogar zu einem Mangel an Olivenpflückern an einigen Orten geführt, obwohl der gezahlte Lohn für die laufende Erntearbeit pro Tag 1 Dinar betrug — mehr als jemals zuvor. Kutub beschließt seinen Brief an den Premierminister mit einer Bitte, dafür Sorge zu tragen, daß man die Jugend doch wieder zurückführen möge zu der Arbeit und den Entwicklungsprojekten in ihrer Heimat oder in der Nähe. Jedoch kann man nicht glauben, daß etwa die Diagnose und Einsicht von Kutub in Jordanien allgemein angenommen wird, am wenigsten von den Flüchtlingen selbst. Kaum einige Tage später veröffentlichte ‚El Jihad‘ einen Brief von einem Flüchtling, der Kutub zur Rede stellte. Unter der Überschrift ‚Unsere Jugend und die Arbeit im Ausland‘ schrieb er: ‚Ich war sprachlos, als ich Ihren offenen Brief las, mein lieber Freund... Sie fordern den Premierminister auf, er möge das Problem auswandernder junger Leute angreifen, als ob Sie wünschten, daß sie zu Tausenden daheim verkommen, träge an den Straßenecken sitzen und eine Belastung für ihre Angehörigen werden oder auf die monatliche Unrra-Ration warten. Was schadet es, wenn sie auswärts in arabischen Ländern oder sogar in Europa arbeiten? Was schadet es, wenn sie ihren Lohn an ihre Familien hier senden, die das Geld sehnsüchtig erwarten? Schlagen Sie vor, daß man sie alle in unser Land hineinpreßt, sie nichts zu essen haben,

bis sie moralisch zerstört sind?‘ Es gibt kaum einen Zweifel darüber, daß, wenn die Auswanderung einmal möglich wird, viele Flüchtlinge einmal bereit wären, diesen Weg als Alternative zu wählen. Im Gaza-Streifen, wo die Ägypter alles taten, um die Flüchtlinge zu politischen Zwecken ‚auf Eis zu legen‘, ist die Lage bei oberflächlicher Betrachtung verschieden, doch ist es sicher, daß ein wohlorganisiertes Emigrationsprojekt viele von ihnen ansprechen würde.

Die eigentliche Frage ist die: Wozu sind die Länder bereit, die die Immigranten anfordern, und wie können sie verhindern, daß die arabischen Flüchtlinge bei ihrer Ankunft Schwierigkeiten haben, sofern sie sich für eine Immigration entschließen würden? Es ist nicht unmöglich, daß die Lösung des Flüchtlingsproblems auf eine solche Weise möglich wäre — eine Art und Weise, die bisher niemand ernstlich erforscht hat. Eine große Anzahl ist bereits von der Wirtschaft der arabischen Staaten integriert worden und dies wäre für sehr viel mehr möglich. Dies stellt kein Problem dar. Aber auch den anderen muß die Chance gegeben werden, ihren Lebensunterhalt ehrenhaft zu verdienen — und vorzugsweise nicht unter denen, die sie gegenwärtig als ihre Feinde ansehen.“ (Vgl. Rundbrief XIII, 50/52, S. 31 f.)

Hierzu sei ergänzt: Da Jordanien entwicklungsfähig ist, warum versucht man dort nicht, die Flüchtlinge anzusiedeln? Bekanntlich wäre Israel bereit, für das in Israel hinterlassene Eigentum Entschädigung zu zahlen³, sofern die arabischen Staaten sich für eine konstruktive Ansiedlung dieser Flüchtlinge in den anliegenden Staaten entschließen würden. Tatsächlich hat ein bemerkenswerter Prozeß einer Wiedereingliederung in den arabischen Staaten stattgefunden. Der Berater für Flüchtlingsfragen des Weltrates der Kirchen, Dr. Elfan Rees, wies 1957 in einer Ansprache vor der Internationalen Konferenz über Wanderungsfragen in Genf, u. a. darauf hin, daß „... wenn man die politischen Fragen außer Acht läßt, so ist das Problem der arabischen Flüchtlinge das Nachkriegs-Flüchtlingsproblem, das am leichtesten durch Integration zu lösen ist“.

Wir hatten die besondere Freude, daß uns die Vertreterin der Caritas, eine Schweizerin, die eine bemerkenswerte Arbeit für Flüchtlingskinder für ein Kinderspital und eine Kinderkrippe in Bethlehem leitet, nach Hebron fuhr. Was war dies für ein anderer Besuch als 1957! Damals begleitete uns kurz vor Hebron im Wagen ein Polizist dorthin, um uns vor etwaigen Steinwürfen zu schützen. Diesmal freuten wir uns an einer Gruppe von Kindern, die vor der Moschee mit uns „anbändelte“, und mit Hilfe der Bekanntschaft konnten wir auch das Werk eines Glasbläfers betrachten und wie dort das originelle wohlbekannte Glas und Ton entsteht. Damals mußten wir vor der Moschee umkehren, diesmal genossen wir eine exquisite Führung durch den maßgeblichen religiösen moslemischen Geistlichen und sahen in der Al-Khalil die Grotte von Makpelah, wo die Gräber Abrahams, Sarahs, Isaaks, Rebekkas, Leas und Jakobs verehrt werden.

„Unter einer Gesamtbevölkerung von 1,5 Millionen in Jordanien gibt es nur etwas mehr als 60 000 Katholiken, also 4 %. Man zählt dazu noch rund 80 000 von Rom getrennte orientalische Christen und außerdem 6800 Protestanten. Seit 1952 proklamiert die Verfassung des Hashemitischen Königreiches von Trans-Jordanien im Artikel 6 die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz mit Rücksicht auf ihre Religionszugehörigkeit, bestimmt allerdings im Artikel 2 den Islam zur Staatsreligion, und daß der König ein Moslem sein muß. Die inzwischen wieder hinfällig gewordene Verfassung der „Arabischen Föderation“ zwischen Jordanien und Irak vom 19. 3. 1958 redet aber bezeichnenderweise nicht mehr vom Islam als Staatsreligion. Der Bürgermeister der Altstadt von Jerusalem ist ein moderner, aufgeschlossener Moslem

1 Der jordanische Landwirtschaftsminister gab zu Beginn des Jahres 1962 bekannt, daß „die Weizenproduktion 70 000 t im Jahre 1950 auf 140 000 t im Jahre 1960 gestiegen ist, durchschnittlich von 50 kg pro dunam (a. a. O. p. 53).“

2 Nach offiziellen Angaben des Statistischen Bureaus in Amman waren zu Beginn des Jahres 1961 von insgesamt 480 000 Erwerbsfähigen 160 000 arbeitslos. (In: New Outlook [5/4], Mai 1962; p. 53.)

3 Israel wiederholte seine Bereitwilligkeit, die arabischen Flüchtlinge für ihren zurückgelassenen Bodenbesitz zu entschädigen. In den Jahren 1954, 1956 und 1959 wurde dieses Angebot von den israelischen Delegierten in den Vereinten Nationen wiederholt. Es stieß auf Ablehnung bei den arabischen Staaten.

und zeigt wie auch der König den Christen gegenüber großes Wohlwollen¹.

Nach erlebnisreichen Fahrten durch Jordanien, so manchem Gang durch die Altstadt und Umgebung, gingen wir am Karsamstag übers Mandelbaumtor nach *Israel*. Da wir infolge der Grenzsperr in Syrien zum ursprünglich vorgesehenen Zeitpunkt ausgeblieben waren, keinerlei Nachrichtenverkehr zwischen Israel und den arabischen Staaten besteht, hatten die israelischen Freunde bereits auf uns gewartet. Und obwohl nun auch dieses Jahr Ostern und Pessach fast zusammen fielen, eroberten die israelischen und die christlichen Freunde doch noch das für uns nötige Obdach, ja, sogar noch in Eilat ließ sich für eine Nacht eine Unterkunft in einem Motel finden, so daß diese besonders reizvolle Wüstenfahrt nicht ausfallen brauchte! Für die Freunde blieb diesmal leider wenig Zeit. Da ich nicht allein war, das Auto uns aber die Möglichkeit bot, führte der Weg uns bis zu der südlichsten Stelle, nach Eilat und dem nördlichen Punkt, bis nach Metulla; dort schauten wir zum Libanon hinüber zu dem Ort, wo wir zuvor nach Israel herüberblicken konnten, oder wie es im Libanon heißt: nach „Palästina“! Aber welcher Weg lag dazwischen — infolge der „geteilten Welt“!

In Eilat — diesem Vorposten — fiel die Entwicklung, die seit meinem dort letztmaligem Besuch, 1958, vorangegangen war, besonders ins Auge! Im Negev waren an bislang unbewohnten Plätzen wiederum neue Städte entstanden, u. a. nahe der einstigen biblischen Festung *Arad*, die ein Zentrum des Toten-Meer-Gebietes ist. Im September 1962 wurde nun das letzte Stück einer neuen Straße von Arad zum Toten Meer freigelegt, die die Entfernung von dort nach Beer Sheva um 40 Kilometer verkürzt; diese Straße überbrückt auf den letzten 8 Kilometern einen Höhenunterschied von 770 Metern. Auch wurde im August 1962 die 52 Kilometer lange Straße von Sodom nach Ein Gedi eröffnet, die von besonderer Bedeutung für die zukünftige Entwicklung des Gebietes am Toten Meer ist. Als ich 1958, das vorvorletzte Mal, in Israel war, wurde ich mit einem Jeep eines Arztes dorthin mitgenommen. Im Frühjahr auf unserer diesjährigen Fahrt war uns leider ein Besuch in dieser so eindrucksvollen Oase nicht möglich, da die Straße dorthin noch nicht fertig war und der Weg für Autos nicht ausreichend war! Bei den Nabatäern konnte man bislang nur dunkle Höhlen sehen, in diesem Jahr lag am Wege nach Eilat die in Avdat seit 1960 freigelegte Festung, die seit 300 im vordristlichen Jahrhundert bestanden hatte und durch die Römer 106 erobert wurde, einst ein wohlhabender Handelsort unter Byzanz. Reste einer ehemals byzantinischen Kirche sind ebenfalls freigelegt worden. Wir besuchten noch eine Reihe weitere Ausgrabungsstätten. In Beer Scheva verbrachten wir auch diesmal einen instruktiven Abend mit den dortigen Freunden, die die dynamische Stadt mit aufbauen helfen. 1951, als ich erstmals dort war, hatte der Ort etwa 9000 Einwohner, heute sind es über 60 000. Wiederum besuchten wir, wie schon 1957, das Lachisch-Gebiet, das damals entstand; heute gibt es dort 54 Dörfer. Kiryat Gad, der Mittelpunkt, hatte Ende 1960 eine Bevölkerungszahl von über 11 000. Es bietet einen besonderen Reiz, von Mal zu Mal die Veränderungen sehen zu können. Schließlich war auch noch Gelegenheit, daß ich — durch die Freundlichkeit des Keren Kayemet — kurz noch vor der Abreise „meinen“ bei Migdal Ha'Emek am Rande des Balfour Waldes gelegenen Hain besuchen konnte. Schon seit einigen Jahren wird in dem Gebiet von Gilboa aufgeforstet. Weitere 34 000 Dunam (1 Dunam = 1000 qm) müssen hier noch bepflanzt werden. Der Hain liegt etwa 12 Kilometer von Nazareth entfernt, mit einem herrlichen Blick auf das kultivierte Emek-Tal. Die 1000 Bäumchen, die vor etwa zwei Jahren gepflanzt wurden, wachsen tüchtig (vgl. Rundbrief XIII/50/52, S. 128, und XII/49).

Wenn auch nicht viel Zeit diesmal blieb, so konnte ich doch auch wiederum bei diesem Aufenthalt die zur Förderung der christlich-jüdischen Beziehungen in Israel mir wesentlich erscheinenden, speziellen Aufgaben, weiter verfolgen. (Vgl. auch Rundbrief XI 41/44 S. 120 ff.). Es handelt sich dabei auch um die Sorge für jene Christen, die sich in Israel einordnen wollen. Sie bilden eine Gemeinschaft hebräischer Zunge. P. Jean-Roger hat zu diesen Fragen einen Beitrag geschrieben (s. o. S. 18). Diese Aufgabe kann in Israel katholischerseits von keiner anderen als der römisch-katholischen Kirche erfüllt werden. Deswegen bedarf das lateinische Bischofsamt für Israel einer Neuregelung. Zum Bau „der Brücke über den Abgrund, der die jüdische Welt von der christlichen Welt trennt“, will insbesondere auch das *Haus St. Isaias* beitragen. (s. o. S. 10, S. 60 r.). Gertrud Luckner Zu unserer Freude hat uns aus Jerusalem im Herbst 1962 P. Bruno Hussar O.P. vom *Haus St. Isaias* besucht und von seinem bemerkenswerten Werk wie folgt berichtet:

Ansprache von P. Bruno Hussar O.P., gehalten am 7. Oktober 1962 bei einem Gottesdienst und einer Abendandacht in Freiburg i. Br.

Ich komme aus Jerusalem, wo wir seit drei Jahren ein kleines Dominikanerkloster haben: das Haus St. Isaias. Es ist auf der israelischen Seite der Heiligen Stadt, die durch einen schmerzlichen Eisernen Vorhang in zwei Teile geteilt ist. Unser Haus wurde 1959 mit Hilfe von Kardinal Tisserant gegründet, dem damaligen Sekretär der Kongregation für den Orientalischen Ritus. Wir haben es unter den Schutz des großen Propheten gestellt, dessen liturgisches Fest in der Diözese von Jerusalem gefeiert wird.

Auch wir möchten unseren Beitrag zu den Bestrebungen leisten, um die man sich heute auch in vielen anderen Ländern bemüht, und eine Brücke über den Abgrund schlagen helfen, der die christliche Welt von der jüdischen Welt trennt.

Israel ist das Volk, das Gott vor etwa viertausend Jahren erwählt hat, ihn zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, und um allen Völkern der Erde solche Gotterkenntnis und Gottesliebe zu schenken, und um sie mit ihm zum Gottesdienst zu führen.

Zuviel Unkenntnis, Vorurteile, Abneigung und Groll haben die Beziehungen zwischen Christen und Juden im Lauf der Geschichte vergiftet. Die Juden haben von seiten der Christen viel gelitten, die sie verachtet und oft verfolgt haben. Dadurch haben solche Christen Menschen tief verletzt, die mehr als *alle Menschen* Brüder Christi sind. Sie haben ihnen von Christus ein falsches Bild gezeigt und es ihnen fast unmöglich gemacht, der Kirche mit Sympathie gegenüberzustehen. Und doch waren es Kinder aus Israel, die als die ersten die frohe Botschaft unseres Heils vernommen und die alles verlassen haben, um Jünger Christi zu werden, und alle ersten Christen waren Juden.

Das Ziel des Hauses St. Isaias ist der Versuch, die in der Vergangenheit liegenden Fehler wieder gutmachen zu wollen. Sünden gegen die Liebe können nur durch eine überaus große Liebe gesühnt werden.

Wie aber kann man Menschen lieben, die man so wenig kennt? Damit wir unsere jüdischen Brüder lieben, müssen die Christen ihre Vorurteile überwinden, und jeder muß den anderen vom Grund seiner Seele her kennenlernen.

Das Haus St. Isaias will sich dieser Aufgabe widmen. Einerseits wollen wir der christlichen Welt ein richtiges Bild von Israel vermitteln und andererseits unseren Brüdern von Israel die Gelegenheit bieten, daß sie ihre Vorstellungen über das Christentum reinigen können und das wahre Gesicht von Christus kennenlernen, der in seiner Kirche lebt.

Wir studieren die Wissenschaften des Judentums an der Hebräischen Universität von Jerusalem: Literatur, Geschichte, Philosophie, Mystik usw. — und zwar auf Hebräisch.

Auch haben wir die Erlaubnis von Rom erhalten, die Psalmen des Chorgebets miteinander in hebräischer Sprache, der Sprache der Bibel, zu beten.

¹ Das arabische Jerusalem zählt unter 80 000 Einwohnern etwa 30 000 Christen. Diese Angaben verdanke ich dem in Berlin erscheinenden „Petrusblatt“ vom September 1959.

Wir kommen auch mit unseren jüdischen Kollegen von der Universität und mit vielen anderen in freundschaftliche Gespräche. Wir bringen sie mit katholischen Wissenschaftlern, die das Heilige Land besuchen, zusammen. Oft erhalten wir Besuche von Pilgern. Wir teilen unsere Erfahrungen mit ihnen und denken in stiller, geduldiger und brüderlicher Arbeit gemeinsam über die Bedeutung des Schicksals Israels im Licht katholischer Überlieferung nach. Und wir helfen vielen Christen in Israel, sich zu heiligen und ihre Liebe zu Christus mit der Liebe zu ihrem Volk Israel in konstruktiver Arbeit zu vereinen, auf daß die Kirche im Lande tiefe Wurzeln fasse.

Wie das Senfkorn im Evangelium, so hat auch dieses Liebeswerk ganz klein begonnen, aber schon entwickelt es sich, denn es entspricht einem echten Bedürfnis.

Noch sind wir zu dritt. Nächstes Jahr wird sich ein vierter Pater zu uns gesellen, und wir hoffen, daß wir nach und nach ein internationales Zentrum werden. Wir sind arm, und wir freuen uns darüber, denn wir haben von unserem Vater und Gründer, dem hl. Dominikus, gelernt, daß ein Apostel arm sein muß, um an die Seelen rühren zu können.

Wir leben in wenigen gemieteten Zimmern, in einer ehemaligen katholischen Schule. Die Kapelle, die Bibliothek, die Küche, die zugleich als Refektorium dient, und die Zimmer sind so einfach wie möglich. Von Anfang an haben wir für unseren Lebensunterhalt selbst gesorgt neben Studium und Seelsorge; wir kaufen unsere Lebensmittel selber ein, kochen und putzen allein. Zuweilen schicken uns Schwestern, für die wir die Seelsorge ausüben, Gemüse oder Früchte. Manchmal auch kommen sie und putzen die Kapelle oder die Küche.

Unser Haus steht allen offen, und wir haben viele Gäste. Diese Lebensweise hat zwischen uns und unseren jüdischen Freunden echte brüderliche und freundschaftliche Bande geknüpft, und zwar auf dem Grund gegenseitiger Aufrichtigkeit. Es freut uns, daß wir bis jetzt unter den Bedingungen einer echten Armut leben konnten. Aber die geistlichen und seelsorglichen Aufgaben nehmen zu, und wir sind nicht mehr imstande, sie zu bewältigen. Deshalb wird es notwendig, daß wir — wenn wir die Arbeit, die wir begonnen haben, weiterführen und entwickeln sollen — unser Tagewerk besser organisieren.

Wir müssen uns nach einem Bruder oder einem Laien umsehen, der uns auf dem seelsorglichen Gebiet hilft. Wir brauchen ein kleines Haus in der Nähe unseres Klosters, damit wir die vielen Gäste aufnehmen können, die zu uns kommen wollen. Neben meinen weit auseinander liegenden Aufgaben bin ich nun auch mit der Seelsorge für die katholischen Afrikaner betraut worden, die, über das ganze Land verstreut, in Israel Entwicklungshilfe studieren.

Unser Einkommen besteht nur aus wenigen Einkünften und Spenden von Freunden aus Europa.

Aus Dankbarkeit für unsere Freunde zelebrieren wir in unserer kleinen Kapelle in Jerusalem an jedem ersten Sonntag des Monats das Meßopfer nach ihrer Meinung. Ein „Brief“ an unsere Freunde bringt ihnen Neuigkeiten aus unserer Arbeit und läßt sie an unserem Werk teilhaben.

Wir dürfen hierzu ergänzen, daß, wer **Mitglied des Freundeskreises von St. Isaias werden möchte**, sich wenden möge an **Dr. Gertrud Luckner, Werthmannhaus**. Es besteht auch dort ein Konto: **Dr. Gertrud Luckner — Sonderkonto — Freiburg i. Br., Postscheckkonto Karlsruhe 109 516 (betrifft: „Isaias“)**.

Dr. Gertrud Luckner sprach auch 1961/62, vornehmlich über mit Israel im Zusammenhang stehenden Themen in den verschiedensten Schulen, Caritaskreisen, der Volkshochschule in Aachen in Verbindung mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, im kleinen Kreis der Freiburger Israelitischen Gemeinde u. a. — wobei Spenden für Baumpflanzungen im G. L.-Hain an den Keren Kajemeth überwiesen wurden.

Professor Dr. Karl Thieme sprach über die neue christliche Sicht des Judentums am 5. Juli und 6. Dezember 1961 in Darmstadt und Basel, am 1. März 1962 in Zürich (wie in B. für die „Christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz“); über Zeugnispflicht, Toleranz usw. (s. oben S. 9 ff.), am 24. September für die Katholische Akademie Bayerns in Nürnberg und am 24. Oktober im Kaiserslauterner „Haus der Begegnung“; über das Eine Heil und die vielen Völker nach der SCHRIFT vom 10. bis 12. Januar 1962 in Dortmund, Hagen und Bielefeld; über Probleme des Judentums im Geschichtsunterricht am 1. Februar in Lambrecht (Pfalz) und in der Katedese am 21. März in Saarburg; sowie über den jüdischen Beitrag zur europäischen Kultur am 30. Mai in der DIS München; nahm am 18. März am trikonfessionellen Gespräch in Basel teil (s. oben S. 5 ff.) und am 10. bis 12. April am „kleinen Katholikentag“ in Freiburg. Sektion II („Begegnung mit den evangelischen Christen“) des dortigen Arbeitskreises 17 („Einheit der Christen“) faßte auf seinen Antrag einmütig die o. S. 58 wiedergegebene Resolution.

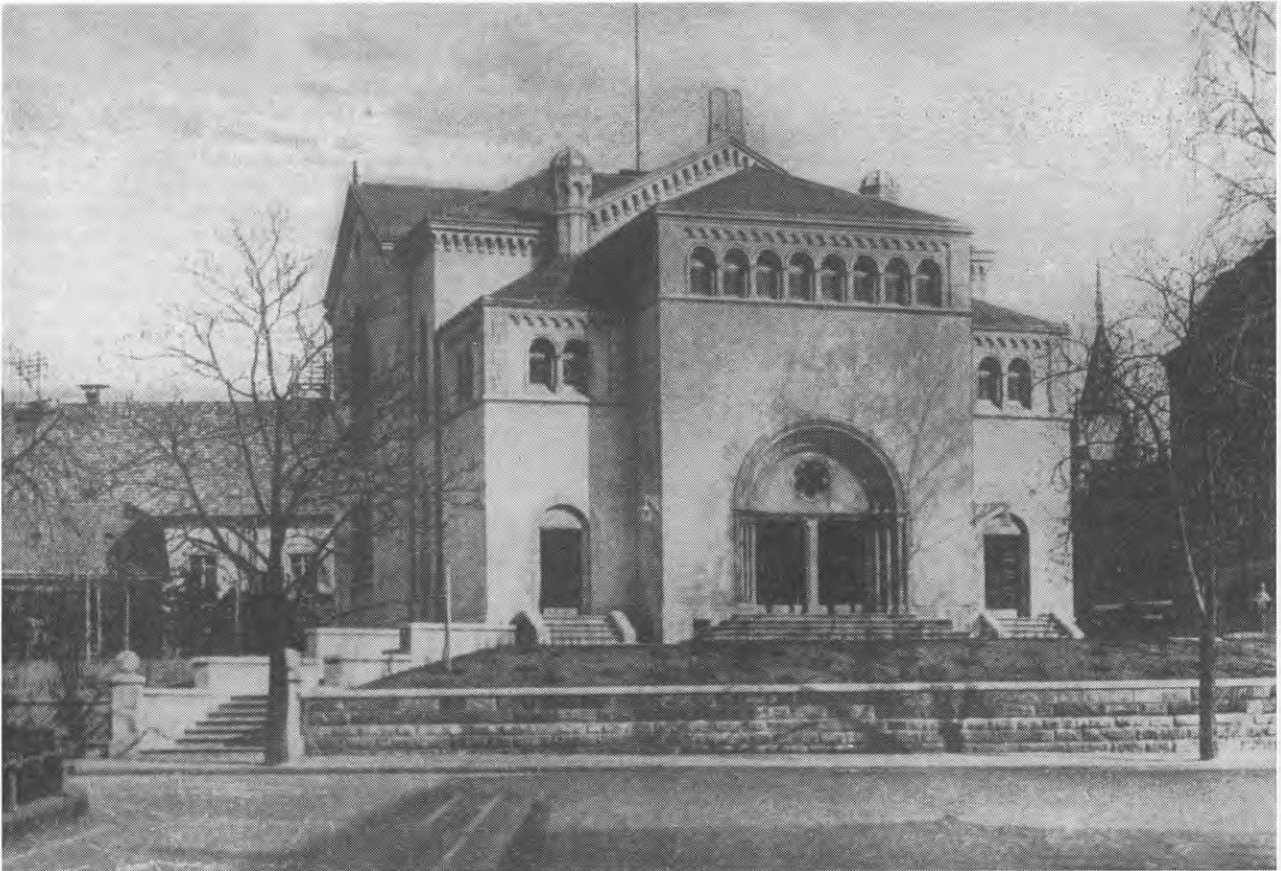
Wir verweisen auf eine **Sonderausgabe** des Rundbriefs vom 25. Mai 1962 mit einer *Auswahl von Beiträgen von Karl Thieme*, die in früheren, zum Teil heute vergriffenen Rundbriefen erschienen sind (zitiert jeweils als: S.-A. und Seitenzahl). Diese Ausgabe ist besonders für den Gebrauch von Religionslehrern gedacht und daher nur in beschränkter Auflage erschienen. Sie kann — soweit noch vorhanden — auf Wunsch übersandt werden. Sie enthält die folgenden Beiträge: 1. Antisemitismus — Antiklerikalismus. Ein Vortrag am Bayrischen Rundfunk; 2. Altchristlich-jüdisches Gegenüber in neuem Licht (Ein Buchbericht); 3. „Zwei Glaubensweisen“. Ein Buchbericht über Martin Buber; 4. Jüdischer Gnostizismus und Chassidismus. Ein Buchbericht über Bücher G. Scholems und M. Bubers; 5. Das Mysterium Israels. Gottes Wort über die Juden in Pauli Römerbrief; 6. Gesetz, Heilige Stadt und Apokalyptik. Eine Auseinandersetzung mit Martin Noth: Gesammelte Studien zum Alten Testament; 7. „Völker Gottes“ oder „Gottes Volk“?; 8. Das neue Bild des Jüdischen in christlicher Sicht. Zum 60. Geburtstag von Karl Thieme.

„Der Christ und die Welt des jüdischen Glaubens“

heißt das Thema einer Tagung im St.-Günther-Haus (veranstaltet vom Ökumenischen Institut der Abtei Niederaltaich) vom 17. bis 21. April 1963.

Aus dem Programm: Dr. Karl Thieme, Professor der europäischen Geschichte an der Universität Mainz: Die neue christliche Sicht des biblischen und nachbiblischen Judentums. Der moderne Antisemitismus und seine geschichtlichen Wurzeln. Dr. Meir Sprecher, Lehrbeauftragter für Talmud an der Universität Heidelberg: Der Glaube der Juden heute. Gebet und Gottesdienst des Juden. Besprechung von Schallplatten mit jüdischer Sakralmusik.

Ferner: Arbeitskreis zum Thema: „Was sollte unser Katechismus über Würde und Zukunft des Volkes Israel sagen?“ Tonbericht über das Basler trikonfessionelle Gespräch vom 18. März 1962. Kosten: DM 40,— (Vollpension und Tagungsbeitrag). Anmeldungen bitte möglichst bis 18. März 1963 an das St.-Günther-Haus der Abtei Niederaltaich, 8351 Niederaltaich bei Deggendorf, Ndby. Genaues Programm auf Wunsch.



Ehemalige Synagoge der Israelitischen Gemeinde in Freiburg i. Br. Erbaut 1870. Zerstört 9./10. November 1938.

Ansprache zur Enthüllung der Gedenktafel auf dem Platz der alten Freiburger Synagoge

Von Magnifizenz Professor Dr. Clemens Bauer, gehalten am Sonntag, 11. November 1962

Dem Anlaß und dem Sinn unseres Uns-Versammelns und unseres Sich-in-uns-Sammelns wäre das Zeremoniell einer großen akademischen Feier so wenig angemessen wie die laute Publizität des Forums, sie verlangen vielmehr nach Stille, ja, nach Intimität. Sie hier in offizieller Anrede nach Rang und Stand und Amt, nach Protokoll zu begrüßen, das erschiene mir wider diesen Sinn. Denn Protokoll ist Ausdruck einer Ordnung, Symbol für eine Ordnung von Werten und Achtung, Repräsentanz für eine Ordnung unter Menschen und vor allem im Menschen. Und eben diese Ordnung ist durch den Verwüstungsakt vor 24 Jahren nicht nur gestört, sondern negiert worden. Es war kein Akt bloßer Profanierung, sondern ein Angriff, ein Zugriff auf die innerste Substanz des Humanen, auf den die Ordnung im Menschen verbürgenden und tragenden transpersonalen Bezug, der erst den Menschen zur Person erhebt, der Ausdruck gewinnt in der Ehrfurcht, auch in der Ehrfurcht vor dem, was dem Mitmenschen mit andersartigen Vorstellungen vom Transzendenten Ehrfurcht abverlangt. Die Stätten, wo Menschen diese Ehrfurcht üben, sei es in der Form allerpersönlichster und innerster Frömmigkeit, sei es in der objektiven Sprache des Kultes, sind Weihestätten, Fana und zugleich Humana im höchsten Sinn. Völker und Weltreligionen haben das Wissen darum oftmals in fast paradoxer Form bezeugt; die Menschen des sarazenischen Spaniens: Fana und Stätten der Verehrung des Transzendenten werden im Zuge der großen Reconquista in christliche Kirchen umgewandelt, sie bleiben Fana und Gotteshäuser; die siegreichen Türken machten 1453 aus der Erzkirche des byzantinischen Ostens, der Hagia Sophia, die Sultansmoschee. Und beide Male steht hinter dem vordergründigen Triumph und Siegesbewußtsein die Fortdauer des Fanums, Ausdruck eines heilen Wissens um die innerste menschliche Substanz und einer unversehrten pietas. Es mag uns beruhigen, heute an und bei der verwüsteten Weihestätte ein Haus der Wissenschaft zu sehen, und zwar ein Haus der Geisteswissenschaften, die in einem spezifischen Sinn den Menschen und seine inneren und äußeren Ordnungen zum Gegenstand haben, von ihm ausgehen und ihn zu sich selbst führen wollen, nicht zuletzt aber zu den Ehrfurchten, von denen Goethe sprach und zu der jene zuvörderst gehört, die an dieser Stelle so entsetzlich verletzt wurde. Das mag uns beruhigen, aber kann uns nicht trösten. So nehme ich die Hülle von dieser Tafel, die uns und die auf uns folgenden Generationen erinnert an ein Geschehen des Unheils und der Versehrung. Und in diesem Augenblick und an diesem Ort geziemt nur ein Zweifaches: Schweigen und Bitte. Das Schweigen der Ehrfurcht und des Schmerzes für die, deren Gotteshaus zerstört, verwüstet wurde, das Haus des Gottes, der sich ihnen mit dem „Ich bin, der ich bin“ offenbart hat. Das Schweigen der Scham für uns andere, die er, wie die Schrift bezeugt, „bei ihrem Namen gerufen“ hat, das Schweigen im Wissen darum, daß es im menschlichen Sinn dafür keine Sühne geben kann. Und für uns alle die Bitte an IHN, er möge in seiner Majestät und seiner Güte uns alle für alle Zeit bewahren vor solchem Leid und vor solchem Fall ins Wesenlose, vor dem Denken, das solches Handeln und so tiefen Fall gebiert.